Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/27 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 608. **Donnerstag** den 29. November 1900. **94. Jahrgang.**

Die Wirren in China.

Der kaiserliche Hof.

„Morning Post" berichtet aus Peking unter dem 27. November: Nachdem die Gesandten erklärt haben, sie seien mit dem jüngsten Erlasse des Kaisers Kwangsü, in dem die Bestrafung der schuldigen Beamten angeordnet wird, nicht zufriedengestellt, richteten Li-Hung-Tschang und Prinz Tsching an den Kaiser ein Telegramm, in dem sie darauf aufmerksam machten, daß die Gesandten weitergehende Maßnahmen verlangt hätten, als in dem Erlasse vorgesehen sei, und ferner darauf hinwiesen, daß entweder der Kaiser selbst nach Peking zurückkehren oder Jemand bestimmt werden müsse, der für ihn in Peking handeln könne. Schließlich wird in dem Programm betont, daß die Admirale auf dem Yangtse Vorkehrungen träfen, die Absendung der für den Hof in Singanfu bestimmten Lebensmittel zu verhindern. Auch der Vicekönig Li-hung-tschang hat sich an den Hof gewandt und sich in einer Denkschrift über die Thätigkeit der Admirale verbreitet.

Die socialdemokratische Hunnenkomödie.

Da die Berathungen im Reichstag über die deutsche Chinaexpedition der socialdemokratischen Agitation alle sachlichen Einwände aus der Hand geschlagen, verlegt sich das socialdemokratische Centralorgan auf die weitere Veröffentlichung von „Hunnenbriefen". Ein Musterexemplar davon wird heute der Ehre gewürdigt, an leitender Stelle den „Vorwärts" zu zieren. Das Blatt versichert, daß ein Zweifel an der Echtheit nicht obwalten könne, da das Original auf chinesischem Papier vorgelegen, und daß es den Brief „in originaler Orthographie und Interpunction" wiedergebe.

Wer daraufhin den Brief liest, findet zunächst, daß selbst das socialdemokratische Centralorgan es für nothwendig erachtet hat, verschiedene Stellen, die sich weder mit Bayern, noch mit Chinesen, noch mit den Thaten der deutschen Truppen, sondern lediglich Vorgängen beschäftigen, die nicht nur in China, sondern überall natürlicher Weise vorkommen können, nur durch Puncte zu kennzeichnen. Verräth die, wie der „Vorwärts" sagt, „originale" Rechtschreibung und Interpunction, daß der Verfasser des Briefes von alleruntergeordnetster Schulbildung ist und nicht einmal den Anforderungen der Volksschule genügt, so lassen diese Auslassungen nach den vorangegangenen Kraftstellen auf eine Rohheit des Ausdrucks und der Gesinnung des Schreibers schließen, daß Niemand durch solche Briefe von vornherein mehr discreditirt und unglaubwürdig erscheint, als der Verfasser eines solchen, in den ordinärsten Worten und Wendungen sich ergehenden Schreibens selbst. Zu diesem Urtheil muß selbst ein abgedärkteter Leser des „Vorwärts" kommen, wenn ihm die bezeichnende Stelle präsentirt wird, daß „wir" — nämlich der Verfasser des kostbaren Briefes — „bald keine Gewehre mehr gebrauchen", weil er schon fünfzig Meter gegen den Wind etwas Anderes besorge. Da der „Vorwärts" nicht prüde ist, kann man sich ungefähr vorstellen, was für eine Gemeinheit durch die darauf folgenden, eine Auslassung andeutenden Puncte unterdrückt werden mußte.

Dieser Brief ist dem „Vorwärts" im Original zugängig gemacht worden, was darauf schließen läßt, daß der Verfasser — worauf ja auch die ernsthafte Bewerthung des Schreibens schließen läßt — in der Clientel des socialdemokratischen Centralorgans selbst zu suchen ist. Betrachtet man unter diesem Gesichtspunct die weiteren Thaten, wovon dieser Held vermeldet, so liegt die Vermuthung mehr als nahe, daß er in China die Entziele des socialdemokratischen Programms, die Expropriation der besitzenden Classen und die allgemeine Gütertheilung auf seine Art in Anwendung zu bringen sich für berechtigt gehalten hat. Und so besagt folgerichtig der Brief unter Wahrung der „originalen" Schreibweise: „Alles was nur hier in China ist gehört unsere, Gold ist nicht da aber Silber und Seite wir geben in die Häuser mit Gewehr nehmen was uns gefällt und geben wieder, drummt der Chinese so bekommt er noch eine mit dem Kolben auf den Palch das er unswegen in 24 Stunden stirbt."

Das ist eine der markantesten Stellen, die das socialdemokratische Organ durch Fettdruck hervorhebt, indem es den Namen des sich also verrathenden und bramarbasirenden Banditen unter seinen Schutz nimmt. Und da kann er auch bleiben. Denn weder die bürgerliche Gesellschaft noch das Heer dulden derartige Individuen in ihrer Mitte. Hier handelt es sich um Plünderung und Tödtung, und darüber sagte der Kriegsminister am 19. November im Reichstage nach Ausweis des amtlichen Stenogramms wörtlich: „Auf Plünderung und Tödtung steht nach dem Militärstrafgesetzbuch der Tod"; die Sache würde mithin für die Betreffenden eine sehr ernste Wendung nehmen können. Wie er weiter mittheilte, hat eine Depesche des Commandeurs des Expeditionscorps, die auf Anfrage Anfang voriger Woche in Berlin eingegangen ist, die Auskunft enthalten, daß auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen verfahren wird und vorgekommene wenige Ausschreitungen unnachsichtlich geahndet worden sind — soweit sie nicht hinter dem Redactionsgeheimniß des socialdemokratischen Centralorgans eine Zuflucht finden.

Vom Kriegsschauplatze.

* **Berlin**, 28. November. Nach einer Meldung des Feldmarschalls Grafen Waldersee vom 25. d. sollte die Colonne Mühlenfels an diesem Tage in Peking eintreffen. — Vom 27. meldet der Feldmarschall: „Die zahlreichen, von allen Nationen unternommenen Streifzüge scheinen allmählich die gewünschte Beruhigung des Landes herbeizuführen. Häufig bitten abgelegene Dörfer um Schutz der Truppen gegen die Boxer.

* **Peking**, 28. November. Eine kleine Abtheilung Franzosen wahrte am 21. d. M. nach einem lebhaften Kampfe Tulitschen, südwestlich von Paotingfu. Die Verluste des Feindes sind beträchtlich. Die Franzosen hatten etwa 10 Verwundete, darunter drei schwer Verletzte.

Der Krieg in Südafrika.

Krüger in Paris.

Ueber den Besuch des Pariser Gemeinderaths von Paris wird noch berichtet: Krüger hatte sitzend zugehört. Nun erhob er sich und hielt folgende Ansprache: „Ich danke für Ihre beredten Worte und warmen Gefühle, die Sie mir ausdrücken. Seit meiner Ankunft in Marseille ist es förmlich eine Fluth von Enthusiasmus, welche mich hierher getragen hat. Ich bin insbesondere dankbar der Regierung der Republik für die Art und Weise, wie sie mich empfangen, und kann nicht genug Dankbarkeit empfinden dem Stadtrathe gegenüber für Alles, was er gethan, und überdies für das, was er thun wollte. (Stürmischer Beifall.) Ich bin voll Rührung darüber, weil dieser Enthusiasmus vollständig von Gefühlen inspirirt ist, welche meiner Trauer und dem Unglücke meines Vaterlandes gelten. Ich bin hingerissen von dem Empfang, welchen mir die Pariser Bevölkerung bereitet. Das Boxervolk ist keine Nation von Besiegten, sondern eine Nation von Kämpfern; es kämpft noch und wird noch lange kämpfen. Wenn mein Volk die Zurufe hören könnte, mit welchen sein Präsident umjubelt worden ist, seine Kräfte würden sich verdoppeln, aber leider können meine Mitbürger nichts davon erfahren, denn alle Communicationsmittel sind in Händen unserer Feinde. Mein Volk wird aber eines Tages erfahren, wie man mich aufgenommen hat, und wird dafür dankbar sein. Ich sage auch den unabhängigen Journalen Dank für Alles, was sie für uns gethan haben. Wenn ihre Vertreter nach Transvaal gehen könnten, so würden sie über noch viel entsetzlichere Geschichten berichten können, als die sind, welche bereits bekannt sind. Als ich in Frankreich ankam, sprach ich das Wort „Barbarei" aus. Wenn die Presse die Dinge aus der Nähe sehen könnte, wäre sie entsetzt über die Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten, welche von den Engländern begangen worden sind. Ich bin dem Stadtrath sehr dankbar, daß er von dem Schiedsgericht gesprochen und daß er, indem er diesen Empfang veranstaltete, anstrebt, diese Idee zu fördern, welche gerecht und verläßlich ist."

De Wet.

* **London**, 28. November. Dem „Reuterschen Bureau" wird aus Ebenburg vom 24. d. M. gemeldet: De Wet hält Dewetsdorp besetzt; dies wird von Einigen als Anzeichen dafür angesehen, daß er beabsichtigt, in die Capcolonie einzudringen, um sich Ersatz an Mannschaften und Vorräthen zu verschaffen. Von den Engländern werden deshalb alle Furthen des Oranjeflusses besetzt gehalten. Ohne Vermehrung der berittenen Mannschaften ist jedoch keine Hoffnung, De Wet zu fangen.

Vielleicht trägt das Erscheinen des genialen Boxenführers in der Capcolonie dazu bei, die Capholländer, die ja zum Aufstand geneigt sein sollen, in Massen mit fortzureißen. Große Hoffnungen kann man indessen nach den bisherigen Erfahrungen auf diese natürlichen Bundesgenossen der Freistaaten nicht setzen; sie hatten immer kühne Worte, aber an Thaten ließen sie es fehlen.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 29. November.

Am Sonntag hat in einer Katholikenversammlung zu Braunschweig der Centrumsabgeordnete Dr. **Karl Bachem** nach dem Berichte seines Blattes, der „Kölnischen Volkszeitung", die nachstehenden schönen Worte gesprochen: „Sie kämpfen für Wahrheit, Recht und Freiheit! Wir wollen weiter kämpfen, ruhig und besonnen, ohne Verletzung der Protestanten, mit Tact und Maß . . ." Unmittelbar neben diesem Bericht über die Braunschweiger Versammlung druckt das rheinische Centrumsblatt eine Correspondenz aus Dresden ab, die einen sicheren Maßstab dafür gewährt, in welchem Grade der Ultramontanismus es sich angelegen sein läßt, seine schöne Theorie beim politischen Kampfe in die Praxis umzusetzen. In jener Dresdner Correspondenz ist nämlich wörtlich das Folgende zu lesen:

„Die sächsische Confessionshetze dauert mit ungeschwächten Kräften fort. Die Pöbeleien gegen den Prinzen Max spotten jeder Beschreibung. Schon Ende October hat das „Leipziger Tageblatt" gegen ihn einen Brandartikel von nicht zu übertreffender Frechheit gebracht, den andere Blätter getreulich nachdruckten; der Neffe des Königs ist vogelfrei, jeder Radaubruder des Evangelischen Bundes wischt sich an ihm die Stiefel ab, und nichts regt sich. Es giebt zwar eine Menge von Protestanten, denen diese Dinge ein Ekel sind, aber gegen den Terrorismus dieser Gesellschaft wagt selten Jemand ein Wort zu sagen. . . Es wird in Sachsen nicht eher Ruhe werden bis von oben herab ein kräftiges Wort gesprochen wird. Helfen würde es ganz gewiß, denn das Regiment der Hetzer, das jetzt noch die öffentliche Meinung terrorisirt, steht auf thönernen Füßen. . . . Das Stärkste an ihnen ist wahrlich nicht der Geist, sondern der Mund, und den könnte man ihnen leicht stopfen."

Hat die „Köln. Volksztg." durch den Abdruck der vorstehenden hetzerischen Schimpfereien gezeigt, was sie unter Ruhe und Besonnenheit, Tact und Maß, sowie unter „Nichtverletzung der Protestanten" versteht, so lieferte der Abg. Dr. Bachem für seine Person eine Probe davon, wie er den von ihm empfohlenen „Kampf für Wahrheit und Recht" praktisch zu führen gewillt ist. Er sagte nämlich — nach dem Berichte seines Blattes — in jener Braunschweiger Versammlung, daß die Palme auf dem Gebiete der Imparität Sachsen gebühre: „Man geht so weit, in katholischen Kirchen, in denen Gottesdienst gehalten wird, den Katholiken den Eintritt zu verbieten und durch die Polizei zu verhindern". — Herr Bachem meint natürlich die Wechselburger Angelegenheit. Selbstverständlich konnte er am Sonntag die in unserem heutigen Morgenblatte mitgetheilten Verordnungen noch nicht gelesen haben, die das sächsische Cultusministerium mit Genehmigung des Königs in der Wechselburger Angelegenheit an das Apostolische Vicariat in Dresden gerichtet hat und aus denen hervorgeht, wie in Wechselburg die Dinge liegen und auf welcher Seite das Recht zu finden ist. Wohl aber mußte er aus seinem eigenen Blatte den Bescheid des katholischen geistlichen Consistoriums im Königreich Sachsen vom 7. November d. J. kennen, in dem dieses Consistorium selbst mittheilt, daß der katholische Gottesdienst in Wechselburg vom sächsischen Ministerium allen Katholiken zugänglich gemacht worden ist, sofern dort ein im öffentlichen Dienste stehender Geistlicher angestellt wird und sofern das apostolische Vicariat mit den evangelischen Kirchenbehörden sich über das Benutzungsrecht an der Wechselburger Schloßcapelle auseinandergesetzt hat. Wer wirklich für Wahrheit und Recht kämpft, sollte dergleichen doch nicht verschweigen. Aber freilich: ein waschechter Ultramontaner hat allein die Wahrheit und also auch allein das Recht. Er hat schrankenlose Freiheit für sich allein zu fordern und kämpft unter allen Umständen für Wahrheit, Freiheit und Recht, auch wenn er jene Wahrheit, die nach seinen Begriffen keine ist, ignorirt, fremdes Recht, das nach seinen Begriffen keines ist, beugt und die Freiheit Anderer, die nach seinen Begriffen nicht frei sein dürfen, weil sie weder Wahrheit noch Recht haben, zu vergewaltigen sucht.

In die **Polenpolitik der preußischen Regierung** soll allem Anscheine nach trotz der Polenfreundlichkeit des Centrums in nächster Zeit der schon seit Monaten angekündigte frische Zug kommen. Wenigstens beginnt die halbamtliche „Berl. Corr." eine Artikelreihe über „Die polnische Gefahr". Der erste Artikel beschäftigt sich mit der polnischen Volkszahl in Preußen, über die er bemerkenswerthe neue Daten bringt:

Die Volkszählung des Jahres 1890 ergab für den preußischen Staat eine Gesammtbevölkerung von rund 30 Millionen Einwohnern. Von diesen war bei rund drei Millionen als Muttersprache das Polnische ermittelt worden. Daß seither ein ganz erhebliches Wachsthum der Einwohner polnischer Zunge stattgefunden hat, kann angesichts der im Folgenden nachzuweisenden Ausbreitung der polnischen Bewegung über alle Provinzen der Monarchie nicht bezweifelt werden; eine zahlenmäßige Erfassung aber dieses Wachsthums begegnet zur Zeit kaum überwindlichen Schwierigkeiten. Zunächst ist daran zu erinnern, daß die Frage nach der Muttersprache bei der Volkszählung des Jahres 1895 in die Zählkarten nicht mit aufgenommen worden ist, daß also erst durch die am 1. December des laufenden Jahres bevorstehende Volkszählung genaue Daten über die Bewegung der Bevölkerung überhaupt und insbesondere über die Vertheilung der einzelnen Nationalitätengruppen innerhalb des deutschen Reiches und der preußischen Monarchie sich werden gewinnen lassen. Allerdings dürften die Resultate der neuen Volkszählung kaum vor dem Herbst des laufenden Jahres veröffentlicht und benutzt werden

---

Feuilleton.

Die Malerin.

13] Roman von J. Marsden Sutcliffe.

[Nachdruck verboten.

Trotzdem er erst sehr spät erwacht war, befand sich Reginald Nachmittags vier Uhr im Luxemburg-Garten. Den Gedanken, sich auch hier eines Auskunftsbeamten zu bedienen, hatte er fallen lassen. Schon bald wurde seine Aufmerksamkeit erregt durch eine schlanke, zierliche Frauengestalt, welche mit einer Mappe unter dem Arm rasch durch den Garten eilte. Im Moment war sein Verdacht erwacht, zumal das Aussehen und die Größe, der Gang und die Haltung, die Winfriedens waren. Die Dame bog in eine Allee, welche am Palast vorüber nach der Straße de Medicis führt. Reginald folgte in richtig bemessener Entfernung. Aus dieser Straße begab sich die Dame in die Straße Vaugirard, und Triumph leuchtete aus seinen Augen, als er sie in das ihm noch wohlbekannte Haus der Madame Favert eintreten sah.

Reginald drehte sich um und achtete in seiner Freude nicht darauf, daß eine als Kindermädchen gekleidete Frau mit dunkler Brille im Vorübergehen ihn scharf ansah. Die Bonne setzte ihren Weg ruhig fort bis zu dem Haus, in welches auch sie hatte Winfriede eintreten sehen, las dort den auf dem Schild prangenden Namen der Madame Favert ab und heftete einige Schritte weiter eine Droschke, um möglichst schleunig ihrem Manne, dem Detektiv van de Weier, von dem Entdeckten Mittheilung zu machen.

Achtundvierzig Stunden später fuhr Reginald mit seiner Schwester vor dem Hause der Madame Favert vor.

„Wir sind zur Stelle", sagte er, und wollte eben aussteigen, da trat Frau Favert zufällig aus dem Hause.

Er rief sie sofort an: „Guten Tag, Madame Favert, wie geht's? Sie entsinnen sich meiner doch?"

Sie schien aber die Frage überhören zu wollen und wandte sich an Lady Pole, womit sie dienen könne.

Freundlich lächelnd sagte die Gräfin: „Bei Ihnen wohnt eine junge Dame Namens West, nicht wahr?"

„Sie hat hier gewohnt, ist aber gestern abgereist."

„Fort?!" rief Reginald mit einem Fluche. „Wohin ist sie gereist? Sie müssen mir das sagen", herrschte er sie an. „Es ist ganz zwecklos, daß Sie sich so stellen, als ob Sie mich nicht kennten. Sie wissen sehr wohl, daß ich der Gatte jener Dame bin!"

„Gewiß habe ich Sie sofort wiedererkannt", sagte die Französin, ihn kalt und gelassen ansehend. „Aber, mon Dieu, wie ich Sie hasse!" rief sie lebhaft, „einen solchen Engel, wie Ihre Frau, so schlecht zu behandeln! Sobald sie nur erfuhr, daß sie in Paris seien, hat sie gepackt und ist abgereist."

„Woher wußte sie denn, daß ich hier sei?" fragte er lauernd.

„Mon Dieu, wie soll ich das wissen! Sie hat mir's selbst auch nicht gesagt."

Mit gewinnender Höflichkeit fragte die Gräfin: „Haben Sie keinerlei Anhaltspuncte, wohin sie wohl gegangen sein könnte? Ich frage in der besten Absicht, ich bin ihre Schwester."

„Nein! Ich vermag auch darüber keine Auskunft zu geben."

„Ging sie allein? Bitte, verhehlen Sie mir nichts. Es ist von großer Wichtigkeit, daß die Dame gefunden wird. Ich kann Sie versichern, es soll ihr nichts Böses geschehen."

„Das glaube ich Ihnen gern, Madame. Aber ich kann nichts weiter sagen, als was ich weiß, sie ist allein fortgereist und hat mir nicht gesagt, wohin."

„Hat sie jüngst Besuche empfangen?" fragte die Gräfin.

„Jawohl, vorgestern hat eine alte Dame sie besucht."

„Also ein Herr ist nicht dagewesen?" fuhr Reginald dazwischen.

„Gewiß nicht", sagte Madame Favert unwillig. „Ich glaube, die junge Frau hat an der schlechten Erfahrung mit einem Herrn mehr denn genug gehabt."

Konnte oder wollte die alte Französin nichts verrathen, die Geschwister mußten sich sagen, daß jedes weitere Ausforschen zwecklos sei. Sie fuhren daher zum Gasthaus zurück.

„Und sollte ich jeden Morgen Landes meiner Besitzungen verpfänden, ich wende Alles daran, sie zu finden. Es ist eine ganz gemeine, abgekartete Geschichte, und diese Frau steckt mit dahinter", sagte Reginald, dessen Zorn nach diesem neuen Mißerfolg keine Grenzen mehr kannte.

„Mäßige Dich doch. Deine Frau ist nicht gezwungen, bei Dir zu leben, gegen ihren Willen."

„So? Das wollen wir doch erst sehen."

„Wirklich, Reginald, Du sprichst, als ob eine Frau eine Sclavin wäre oder ein erkauftes Stück Hausgeräth. Du überzeugst mich immer mehr, daß es von Deiner Frau sehr klug gehandelt war, sich Deinem Machtbereich zu entziehen, und ich hoffe und wünschte es für sie geradezu, daß es ihr auch fernerhin gelingen möge."

„Das ist ja recht schwesterlich gedacht", fuhr Reginald sie boshaft an.

„Gegen Lady Denison gewiß", entgegnete sie kalt, „und ich will ihr auch eine Schwester sein, wenn sich nur die Gelegenheit dazu bieten sollte."

„Meinen verbindlichsten Dank für Deine liebenswürdigen Absichten", spöttelte Reginald in mühsam verhaltenem Grimm.

Aber die Gräfin ließ sich von seiner herausfordernden Ungezogenheit nicht anfechten, sondern schwieg.

Neunzehntes Capitel.

Dank Frau van de Weier's hervorragender Mithilfe hatte Lady Falk einen Vorsprung vor Reginald gewonnen.

Erstaunt und verwirrt erhob sich Winfriede, als die alte Baronin in ihr Zimmer bei Frau Favert eintrat. Im nächsten Augenblick aber lagen sich die beiden Frauen wortlos in den Armen. Endlich lösten sich die Umarmungen, und Lady Falk fragte Winfriede, ihr liebkosend das Haar streichelnd:

„Warum sind Sie denn nicht nach Glen-Orloch gekommen? Die Rosen prangten dann noch auf Ihren Wangen. Haben Sie geglaubt, ich würde mich jetzt zu Ihrem Ankläger und Richter aufwerfen"?

Das war das einzige vorwurfsvolle Wort, welches die Baronin für ihre junge Freundin hatte, es wurde durch einen tiefen Seufzer beantwortet. Lady Falk wartete auch keine Antwort ab, sondern sagte: „Winnd, ich darf Sie gewiß um eine Tasse Thee bitten?"

Dies gab der durch Lady Falk's Erscheinen höchst erregten Winfriede, wie beabsichtigt, eine äußerst willkommene Ablenkung und ließ den Besuch in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Die Baronin freute sich über den Erfolg ihrer kleinen List, und es entspann sich eine kurze, beruhigende Unterhaltung über belanglose Sachen. Nach einiger Zeit zog Lady Falk Winfriede dicht an sich heran und sagte: „Jetzt, liebe Winfriede, erzählen Sie mir endlich, warum Sie sich von Ihrem Gatten getrennt haben?"

„Ach, Lady Falk, wie wenig verdiene ich Ihre große Güte, nachdem ich mich unter falschem Namen in Ihr Haus eingeschlichen habe. Wie gern hätte ich schon damals Ihnen rückhaltlos alles anvertraut, als Sie mich auf Glen-Orloch fragten. Aber ich konnte nicht, ich durfte nicht sprechen, ich hatte versprochen — meinem Manne — versprochen, zu schweigen, wenn mir die Last des Schweigens auch unerträglich dünkte. Nun er aber seinerseits den Vertrag gebrochen hat, bin auch ich frei davon und darf Ihnen Alles erzählen, nicht wahr?"

Und nun berichtete Winfriede über jene bis dahin in Geheimniß gehüllten drei Jahre. Bei der Schilderung des Lebens ihres Mannes und ihrer schrecklichen Erlebnisse senkte sie ihren Kopf vor Scham tief in Lady Falk's Schooß; als sie dann unter Thränen von ihrem Söhnchen und dessen Tode berichtete, traten auch Lady Falk die Thränen in die Augen. Aber Winfriede führte, ermuthigt durch einen Blick in das theilnahmsvolle Gesicht ihrer Freundin, ihre Erzählung fort bis zum Schluß jenes Vertrages, ihrem Eintritt in das Spital, dem Wiedersehen mit ihrem Manne und der furchtbaren Scene in ihrem Atelier.

„Also darum flehen Sie, weil er Ihnen gedroht hatte, Sie zu zwingen, zu ihm zurückzukehren?"

„Jawohl, das war der eine Grund", sagte Winfriede, sich abwendend, um ihr heftiges Erröthen nicht zu zeigen.

„Also hatten Sie noch einen anderen Grund? Soll ich den nicht auch erfahren? Sie wissen ja, ich bin Ihre Freundin."

Die zart gestellte Frage zog Winfriede gänzlich aus ihrer Zurückhaltung, und sie gestand, sie sei auch vor der Gefahr geflohen, welche die Fortsetzung eines gewissen vertraulichen Umganges für sie mit sich zu bringen schien.

„Sie sind ein edles Geschöpf, Winnd!" sagte die Baronin, und küßte sie herzlich. „Jetzt aber eine andere Frage: in welcher Zeit können Sie bereit sein, mit mir nach Glen-Orloch zu reisen?"

Ueberrascht erhob sich Winfriede: „Aber ich kann doch nicht mit nach Glen-Orloch, ich darf nicht dorthin, das wäre zu — —"

„Das ist Alles schon bedacht!" erklärte die Baronin ernst. „Unter gewöhnlichen Umständen würde ich es für meine Pflicht erachten, ein fortgelaufenes Weib seinem Manne wieder zuzuführen. Aber bei Ihnen liegt die Sache anders. Ein so

SLUB
Wir führen Wissen.